Der blaue Anker.

Roman von Elbiede Scheit.

(24. Fortsetzung.)

Den Namen hatte Dietrich unglaublich flüchtig geschrieben.

Langsam entzifferte er den französischen Text.

„Französisches Feldpostamt Nr. 8. Duitz-Chaumiers hinter Longwy. Geehrter Herr Wölflin! Der Krieg, der treue Bande zerrissen hat, zerrieb auch manchen konventionellen Schleier und zwingt, Geheimnisse zu offenbaren. Ich war im Frieden stets Ihnen treu. Hier in der Fremde weiß ich nicht, wie sich die Verhältnisse meiner Lieben in der Heimat gestaltet haben. Ich kenne auch nicht den Grad Ihres Wissens um mein Verhältnis zu Ihrer Fräulein Schwester. In jedem Falle werden Sie nicht überrascht sein, wenn Sie nun hören, daß ich seit dem Frühling dieses Jahres das unermeßliche Glück hatte, mit Gewißheit Ihre Fräulein Schwester als mein zukünftiges Weib betrachten zu dürfen. Mit der ganzen Leidenschaft meines Wesens habe ich dieser Liebe gelebt. Ein unseliger Tag trieb Ihre Fräulein Schwester fort. Auf dem Schlachtfelde habe ich, soweit ich eine Schuld daran trage, zu sühnen gesucht. Rechts und links wurden meine Kameraden hinweggemäht. Ich blieb unversehrt. Die Kugeln wichen mir aus. Tag und Nacht lag ich im Patrouillendienst am Feinde, oft genug mitten unter ihm. Ich erntete beide Eiserne Kreuze. An dem Tage, an dem mir mein Divisionskommandeur selber die erste Klasse auf die Brust heftete, ließ mich der Schmerz um mein verlorenes Glück den kleinen Rest von Besonnenheit, den ich für ein leises Zukunftshoffen immer noch aufgespart hatte, verlieren. Es ging um die Erkundigung einer feindlichen Batterie, die unsern Stellungen verhängnisvoll war. Ich übernahm die Aufgabe. Man entdeckte mich und schoß mich schwer zusammen. In französischer Gefangenschaft wachte ich auf. Mein Sanitätsunteroffizier hier im Lazarett, ein vortrefflicher Mann, dem ich diesen Brief in der Sprache seines Landes diktierte, weil meine beiden Arme in Verbänden stecken, will Mittel und Wege finden, meine Zeilen an einen deutschen Vorposten zu bringen. Er stammt aus dieser Gegend. Kommen sie in Ihre Hand, dann ist es ihm geglückt, und er hat seinen Lohn ehrlich verdient. Was aus mir nun wird, weiß ich nicht. Auch Brust und Hüfte haben sie mir gekennzeichnet. So bitte ich Sie, allen denen, die mir nahestehen, von meinem Schicksal Kenntnis geben zu wollen. Ob Ihre Fräulein Schwester in diesen Kreis mit eingerechnet wird, diese Entscheidung, Herr Wölflin, lege ich in Ihre Hände. Ich bin Ihr ergebener Dietrich Rothkirch."

Erich blieb das Blut fast im Herzen stehen. Aus dem Satze: „Diese Entscheidung lege ich in Ihre Hände!" schlugen ihm gelbe Flammen versengend entgegen.

Das Schicksal der Schwester sollte hier in seine Hand gelegt werden?

Er verbarg das Schreiben ängstlich in der Brusttasche und kämpfte einen furchtbaren Kampf um Ja oder Nein.

Wie eine Fata Morgana stieg der blaue Anker auf goldenem Grunde vor ihm auf und hüllte alles in ein fahles blaues Licht.

„Nein — bei Gott — es darf nicht sein!"

Er sah die Katastrophe vor sich, wenn er ja sagen würde — ein Ende mit Schrecken. Und er blieb fest, wie es auch in ihm stürmte. Er sprach zu sich selber wie geistesabwesend:

„Erich — laß das Schicksal seinen Gang gehen!"

Nur an Waldemar sandte er eine Abschrift unter Weglassung der ersten Zeilen, die ihm persönlich und Lotte galten.

32. Kapitel.

An demselben Morgen, an dem Erich den Brief aus Frankreich erhielt — es war Mitte September — ließ Oberinspektor Tschammer die stolze Fahne auf der Broniner Schloßkuppel auf Halbmast ziehen.

Rittmeister Freih. Alexander von Rothkirch war im Westen an der Spitze seiner Schwadron gefallen.

Sein Bruder Lothar, der am Abend aus Berlin eintraf, fand die Familie vollständig zusammengebrochen. Der niedergeschmetterten Frau und den Kindern, die in Tränen aufgelöst waren, gegenüber erstickten ihm die Trostworte in der Kehle.

„Arme Frau! — Und das Schwerste kommt noch. Und ich muß es sein, der dir das antut, der dir das überbringt. Es wäre vielleicht nicht mehr nötig. Aber den Eid will ich nicht brechen."

Es war das Vermächtnis des Bruders, das er bei sich trug.

Am nächsten Vormittag brach ein kleiner, heller Strahl durch das düstere Gewölk über Bronin, als Waldemar Erichs Brief erhielt.

„Dietrich lebt! — Er ist in Feindeshand!"

Lothar von Rothkirch ging einsam durch den Park, in dem schon gelbe u. rote Blätter fielen. Ihm brannte der Gedanke im Kopf, wie er die Schwägerin auf den Abschiedsbrief des Bruders, den er ihr allein übergeben sollte, vorbereiten. Er wollte es hinausschieben, denn er fürchtete in diesen Tagen um den Verstand der treuen Frau, deren Leben so ganz in dem ihres Gatten aufgegangen war und die heute nur noch einem Schatten glich. Aber er mußte fort, die sterblichen Reste des Bruders zu finden und sie, wenn möglich, in das alte Rothkirchsche Erbbegräbnis überzuführen.

Doch die Hand, die zu dem schweren Schlage ausholen sollte, zitterte. So schob er es doch auf und fuhr am dritten Tage nach der Grenze im Westen.

Wölflins hatten den Heldentod des Freiherrn in den Blättern gelesen. Die Nachricht preßte Lotte bittere Tränen aus den Augen. Der alte Herr war ihr ein Vater gewesen. Viel verheerender wirkte der Tod des Schloßherrn von Bronin auf Erich. Die Schwester sah ihn voll Angst an.

„Was ist dir, Erich?"

Er blickte ihr wie ein Trunkener in die Augen und stammelte verworrene Worte. Dann umschlang er die Schwester und schluchzte:

„Es ist furchtbar, dies Ende der Rothkirchs!"

Lotte verstand diesen Ausbruch verzweifelten Schmerzes bei Erich nicht. Als er sich gefaßt hatte, wanderten sie in stummen Sinnen in das Bodetal, wohin sie schon manchen Schmerz getragen hatten, und fanden in der stillen Natur die Ruhe wieder.

Den Tag darauf erhielt Erich, gerade als Lotte bei ihm eingetreten war, über Berlin einen Brief Dietrichs aus dem Garnisonlazarett Magdeburg. Das Unerwartete machte ihn erschrecken.

„Sie werden einem Schwerverwundeten diesen Wunsch nicht abschlagen: Ich bitte Sie dringend und herzlich, um Ihren Besuch und um den Besuch Ihrer Fräulein Schwester. Ihr ergebener D. v. Rothkirch."

Lotte lag an seinem Halse und weinte.

Mit dem nächsten Zuge fuhren sie nach Magdeburg.

Im Lazarettbureau blieb Erich zurück, peinigende Gedanken in der Seele.

„Geh' du allein, Lotte, und sprecht euch aus."

Nach einer qualvollen Spanne Zeit bat ihn ein Gehilfe zu dem Oberleutnant v. Rothkirch.

Er fand Dietrich und Lotte Hand in Hand. Mit einer Träne im Auge sah er in das abgezehrte Gesicht des jungen Offiziers, der ihm zwanzig Jahre älter erschien. Aber aus seinen Augen glänzte ein reiches Glück.

„Dein Vater, Liebste, kann uns seinen Segen nicht geben. Der an seiner Stelle steht, wird ihn uns nicht versagen."

Mühsam hob er den lahmen rechten Arm und suchte Erichs Hand. Erschüttert beugte sich Erich über ihn und küßte ihn. Die Vergangenheit fiel in Scherben.

„Das war unser Bruderkuß, Erich."

„Ich fasse es noch nicht. Es ist alles so schwer, so furchtbar."

„Ja — nicht wahr? Wie ich hierher komme? Mich hat unseres Kronprinzen Armee gerettet. Bei dem Sturm auf Longwy ging alles drunter und drüber. Die französischen Korps flohen und ließen mein Lazarett zurück. Ich war wieder in der Hand der Landsleute. Aber nun muß es mit mir rasch vorwärtsgehen. Und es geht. Jeden Tag einen kleinen Schritt. Weihnachten soll ja der letzte Verband gefallen sein."

Er wandte sich zu Lotte:

„Dann bist du ganz mein, du Liebste," sagte er leise, „und du wirst mit mir noch viele Umstände haben, bis die Gelenke wieder so weit sind, daß sie das Segel führen können. Mein liebes Boot wird Lotte heißen."

Lotte standen die Tränen in den Augen, wie sie ihn so elend und hilflos liegen sah.

Nebenan lagen zwei Kameraden. Der jüngere, Edgard Werner, ein blauäugiger Pionierleutnant, hatte einen schweren Beckenschuß und lag gewöhnlich bewegungslos. Er versuchte jetzt unter Schmerzen sich ein wenig aufzurichten.

„Rothkirch, Glücklicher, gratuliere von Herzen!"

„Und ich nicht weniger herzlich!" rief der dritte herüber und hob die verbundene verstümmelte Rechte wie zu einem Händedruck.

Ueberwältigt von Schmerz und Glück trat Lotte zu ihnen und drückte ihnen dankbar die Hand.

„Mögen Sie alle bald wieder in der Heimat bei Ihren Lieben sein!"

* * *

Lothar v. Rothkirch hatte das Grab seines Bruders gefunden. Für die Ueberführung, die erst in einigen Wochen möglich war, hatte er alles vorbereitet. Er kam nach Bronin zurück.

„Acht Tage nach meinem Tode (flüsterte!" sagte sein Ich.

Er sah im Geiste der Schwägerin bei Frau Natalie. Sie hatte den Brief des Gatten gelesen und in die Hand genommen und erstarrt ihn mit zusammengepreßten Lippen. Die Bilde Lothars hingen an ihren Zügen.

Sie las, und die Tränen fielen auf das Papier. Sie las ruhig und unbeweglich bis zum Ende, sah nur sich hin und gab Lothar die Hand, er war über das feine Wesen der kleinen Frau erstaunt.

„Du wie er, Natalie — ihr seid beide Helden gewesen eines Lebens lang, im Kleinen wie im Großen Helden —"

„Ich habe geahnt, Lothar. Es ist so furchtbar. Das jahrelang in sich tragen zu müssen! Ganz auf sich allein angewiesen — niemand, der tragen hilft — es ist furchtbar. Vermöcht, du hast es mit deinem Leben gesühnt."

Ihre Stimme zitterte. Dann brach die Freifrau in ein langes Schluchzen aus und las den Brief noch einmal.

„Meine Teure, mein treuer Lebenskamerad. Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, bin ich nicht mehr. Bei Gott, ich habe den Tod nicht mit Gewalt gesucht. Ich bin einer unerbittlichen Schicksalspflicht gefolgt. Aber wäre ich zurückgekehrt, es wäre ein Leben gewesen, nicht weiter zu ertragen. So war mir der Tod eine Erlösung. Ich werde gestorben sein im Schmerz um Dich, die ich zurücklassen mußte.

So soll dies die Beichte meines Gewissens sein.

Ich habe neben und unter Euch ein Leben der Lüge geführt, ein Leben voller Schuld. Damals, als mich in Schlesien das Unselige traf, das mein Dasein fortan verfinstern sollte, glaubte ich nicht eine Stunde mehr leben zu dürfen. Lothar hat mich aufrechterhalten. Teuerste — damals, das war kein Ueberfall durch eine räuberische Hand, wie ich Euch bis zuletzt glauben machte, das mich niederwarf. Nein — ich fuhr zur Konfirmation von Lothars Lucie. Bei Niederwiesenthal warf ich eine geleerte Weinflasche aus dem Bahnfenster, wie man das so oft tut. Das Unglück wollte es — sie traf ein Menschenleben voller Pläne und Hoffnungen und zerschmetterte es. Es war kein anderer als der Vater der beiden Wölflings. Der blaue Anker meiner Uhr und meiner Knöpfe, Onkel Eberhards Seemannsvermächtnis, sollten mich kennzeichnen. Zu meinem Glück, muß ich heute sagen. Sonst hätte meine unselige Tat noch mehr zerbrochen, und nichts hätte ich gutmachen können. Wenn wir, Lothar und ich, auch die Ankerstücke in die Oder versenkten, und wenn ich auch alles übrige hier im Hause, das den Anker Eberhards trug, vernichtete, meine Tat wurde wachgehalten. Gewiß — ich bin einen Augenblick feige gewesen. Ich hätte aufstehen, öffentlich bekennen und offen büßen sollen. Ich hätte vielleicht die halbe Last gehabt. Aber ich habe das nicht getan. Ich habe die Zukunft dem Schicksal anheimgestellt. Mit Lothar habe ich unmerklich für die beiden Waisen gesorgt. Ich habe ihnen den Lebenspfad geglättet, wo es nur ging. Und das gütige Schicksal hat es mich erleben lassen, daß es mir zuletzt noch gelungen ist, sie in mein Haus zu führen. Das übrige hast Du miterlebt, und heute wird Dir vieles verständlich werden, was Dir ein Rätsel war.

(Schluß folgt.)

Was es nun, weil sich die Gefängnißwärter sagten, daß die Gefangenen sicherlich ihr Räuschchen ausschlafen würden, wegen dem sie zu je dreißig Tagen Haft verurteilt worden waren, oder war es ihr harmloses Aussehen, daß man sie nicht allzu scharf bewachte, Tatsache jedenfalls ist, daß fünf Insassen des Gefängnisses in Camden, N. J., die wegen zu großer Durstlöschung eine einmonatliche Entnüchterungskur durchmachen sollten, in der Nacht entsprungen sind. Sie hatten mehrere Eisenstäbe vor ihrer Zelle durchgesägt und wurden auf der Flucht von einem Wärter entdeckt. Die ihnen nachgeschickten zehn Bleikugeln haben keinen Schaden angerichtet. Für die Disziplin der Anstalt spricht es aber, daß dreißig Mitgefangene, die die Entsprungenen zu einem Sympathie-Ausbruch anstiften wollten, standhaft und im Kerker zurückblieben.

— Das militärische Untersuchungsgericht in London hat schlimme Durchstechereien bei dem British-Empire-Bataillon, das von dem British Empire-Komitee errichtet worden ist, festgestellt. Die Mitglieder des Komitees erhielten Lieferungsaufträge, bei denen arge Mißbräuche vorkamen. Die Kontrakte wurden erneuert, obwohl der Skandal bereits ruchbar war. Das Verhalten des Oberstleutnants Bowden, der das Bataillon führte, wird vom Gericht, ernst getadelt. Bowden, der Unterhausmitglied ist, versuchte sich in der Sitzung vom 27. Juli zu rechtfertigen, was allgemeines Erstaunen hervorrief und ihm den Rat von anderen Abgeordneten eintrug, sein Mandat schleunigst niederzulegen.

Meines Onkels Haberhandel.

Von Fritz Stenz, Zürich.

Das war eine schöne Geschichte. Nun war mein Onkel an der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek pensioniert und hatte nichts zu tun. Zuerst ging's noch. Da las er wochenlang alle alten Bände der Illustrierten Blätter herunter. Zum Ausgleich, sagte er, gegen die hyperrealistische Literatur, in die er zwanzigmal Jahre lang auf der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek eingeweiht war.

Aber der Ausgleich kam nicht, sagte er. Er hinge noch immer nach der Bibliothekstelle. Nur, meinte er, könne er nur die Landwirtschaft helfen, taxtulierte er. Die Landwirtschaft mit ihrem Erbgeruch, sagte er. Die gütige Mutter, meinte... und so weiter, meinte er.

„Was meinst du dazu, Fritz?" fragte er mich. Denn er kam jeden Tag dreimal zu mir. Denn er hatte Zeit, sehr viel Zeit. Und ich keine.

„Recht hast du, lieber Onkel", sagte ich. Denn als Neffe gegen einen Onkel opponieren, hat doch keinen Sinn und wäre gegen alle Kleiderordnung.

Also, Landwirtschaft war die Parole. Und der nächste Gang zur Bibliothek. Mit sechsunddreißig Büchern über Landwirtschaft kam er zurück. Er schichtete sie auf seinem Pult zu Pfeilern auf. Und zwischen diesen Pfeilern verbrachte er die nächsten dreizehn Wochen.

Das Ergebnis war eine Erdbeerkultur. Das heißt, der Entschluß zu einer solchen. Wochenlang redete er nur von Erdbeeren, von Exportmöglichkeiten, von Erdbeerkonjunkturen, von Erdbeerüberschüssen.

„Ueberschüsse", sagte ich, „wieviel Prozent Rentabilität hast du herausgebracht?"

„Hier sind die Ziffern", sagte er. „Einnahmen und Ausgaben pro Tagwerk. Ich weiß nicht, wie man die Prozente findet. Du verstehst die Rechnerei ja besser. Willst du vielleicht so gut sein...?"

Was kann ein Neffe anderes tun als gut sein? Ich setzte mich also hin und rechnete — rechnete lange... Mein Onkel sah mir zu.

„Na, wieviel Prozent?" fragte er alle anderthalb Minuten.

Schließlich hatte ich's.

„Hundertdreiundzwanzigdreiviertel Prozent", sagte ich.

„Um Gotteswillen", sagte mein Onkel, „das ist ja unmöglich!"

„Bitte, Onkel", sagte ich, „auf Grund deiner Zahlen muß es diese Rente geben — es müßten denn deine Zahlen..."

„Bitte, meine Zahlen ergeben sich aus der erstklassigsten Erdbeerliteratur der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek!"

„Ja, dann weiß ich nicht, wie diese Riesendividende..."

„Dividende? Dividende? Bin ich vielleicht eine Aktiengesellschaft — ich bin eine Landwirtschaft, verstehst du?" sagte er ärgerlich.

Ich nickte. Was soll ein Neffe anderes tun als nicken, wenn sein Onkel von sich sagt, er wäre eine Landwirtschaft?

Mein Onkel dachte lange nach. Dann sagte er:

„Hundertdreiundzwanzig Prozent Rentabilität sind ein Unanständigkeit, verstehst du?"

„Natürlich", sagte ich, „besonders wenn man sie nicht hat. Solche Renten schießen nicht wie Spargel auf."

„Spargel, sagst du, Spargel? Das ist eine Idee. Vielleicht, daß es mit Spargel besser geht."

Und dann schleppte er die gesamte Spargelliteratur der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek in seine Wohnung an der Löwengrube. In seinen Reden schossen jetzt die Spargel auf, daß es knisterte. Es konnte zu ihm einer sagen, was er wollte — in weniger als drei Minuten war er bei dem Thema Spargel angelangt.

„Wie denken Sie über die Lage in Japan?" fragte einer. „Ja, wissen Sie, wenn die Kerle anstatt ihres blöden Reises Spargel..."

Oder einer fragte nach der Wetteraussicht:

„Für uns nicht übel, aber für die Spargel..." gab ihm mein Onkel nachdenklich zur Antwort.

„Glauben Sie, daß sich die beiden Nebenbuhler schießen werden?" fragte ihn ein dritter.

„Nein, aber meine Spargel werden jetzt bald aus der Erde schießen", sagte mein Onkel zuversichtlich.

Aber es kam nicht so weit. Denn wieder ergab eine Rentabilitätsberechnung dreiundsechzig Prozent Dividende.

„Nein, das wäre Wucher", sagte mein Onkel und verzichtete schweren Herzens auf die Spargelkultur. Denn, sehen Sie, mein Onkel ist nun einmal so. Er kann das viele Geld nicht leiden.

Und dann war es, daß er auf den Haber kam. Einer hatte ihm gesagt, der Haberbau ergäbe etwa sechs Prozent, „wenn man sich dazu halte".

Und ich muß sagen, mein Onkel „hielt sich dazu". Er kaufte ein Tagwerk weit vor der Stadt draußen, dreiundzwanzig Kilometer in der Luftlinie von der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek entfernt. Ich zweifle — nein, ich mußte — mit ihm gehen und es sehen. Aber sehen war ihm nicht genug. Er nahm mich bei der Hand und umschritt es stehenbleibend mit mir, worauf er sagte:

„Ist es nicht wunderschön? Ist es nicht wunderschön?"

„Wunderschön", sagte ich, „einfach wunderschön."

Dann ging er mit mir ins Wirtshaus „Zum grünen Stadtfrack". Der Wirt zum grünen Stadtfrack war ein langer Bauer, lieber über und über.

„Vergiß!" rief er von dem Ledersofa aus, auf dem er lag, „zwei Maß hat jeder Sommerfremde."

„Ich bin kein Sommerfremder, guter Mann", erklärte mein Onkel, der Hof- und Staatsbibliothekar außer Dienst.

„Seo", sagte der Wirt zum grünen Stadtfrack und erhob sich halb von seinem Sofa, „muß fan S' denn macha, wenn S' kea Sommerfremder san, han S'?"

„Ein Anläßiger, ein hiesiger", sagte mein Onkel mit Würde.

„Na, mein Lieber", sagte der Wirt und richtete sich entrüstet voll auf seinem Ledersofa in die Höhe, daß es ächzte, „na, mei Liaba, dös macha S' ma fei net weis, mit die Hiesigen bin i allesamt verwandt, mei Liaba — Sie mei Liaba — da hört si do scho alles auf, mei Liaba — jetzt a solchener Schwindel, mei Liaba..."

„Aber ich habe doch ein Grundstück hier gekauft, am Kreuzfeld droben, hinterm Fichtenwald..." wendete mein Onkel ein.

„So — sooo — a Grundstück ham S' eana kauft — so — sooo, a Grundstück? Macha san S' also an Zugroaster."

„Zugereist oder nicht", sagte mein Onkel, „ich will Haber darauf anbauen..."

„An Haber? Jessas, an Haber? Jo, Himmikreizdividoomini, an Ha-a-aber woll'n S' anbau'n drauf?" Er war wild bewegt geworden, der Wirt „Zum grünen Stadtfrack."

„Ja, und da habe ich mir gedacht, ob Sie nicht vielleicht die Bestellung übernehmen wollten, Herr Wirt?"

„Jii..?" sagte der Wirt, und sein Gesicht ging aus dem Leim. „Jii, sag'n S'? Cenzi, no an Halb — no a Maß..."

Inzwischen hatte ihm mein Onkel seine Visitenkarte überreicht, was bei dem Wirt „Zum grünen Stadtfrack" einen Respektsumschwung erzeugte.

„Also, an Haber sag'n S., Herr keniglischer Bildekaar — ja freili übernehm i den Haber — warum sollt i den Haber nei nehmen?"

„Aber zuerst müssen Sie den Haber doch bestellen — ackern — rigolen — aussäen — mähen, dreschen — Sie verstehen?"

„Freili, frei — o mei, des wern ma glei ham, Herr Bildekaar, da könne Sie si ganz auf mi verlaß'n, Herr Bildekaar."

„Und wenn dann der Haber geerntet und gedroschen ist, dann will ich ihn entweder an Sie verkaufen, oder — oder ich werde ihn auf — auf — na, na, wie heißt es doch gleich, Fritz?" wandte sich mein Onkel an mich.

„Oder du wirfst deinen Haber auf den Markt", sagte ich.

„Ganz richtig", sagte mein Onkel mit Nachdruck, „oder ich werfe meinen Haber auf den Markt — auf den Weltmarkt, Fritz, nicht wahr?"

„Jawohl, auf den Weltmarkt, Onkel."

„Also, auf den Weltmarkt, Herr Wirt, verstehen Sie, auf den Weltmarkt?"

„Jawohl, Herr Bildekaar, jawohl, i versteh alles, und i dank auch recht schön für den Auftrag, Herr Bildekaar."

„Siehst du, Fritz," sagte mein Onkel auf der Heimreise, „so macht man das mit diesem Landvolk. Und nun sollst du einmal sehen, was für ein wundervoller Haber das da draußen wird, auf meinem Grundstück, was für ein Riesenvollhaber, ein goldgelber — übrigens, weißt du vielleicht, wie der Haber jetzt im Preise steht?"

„Da brauchen wir nur im Handelsteil der Zeitung nachzuschlagen — hier siehst du, auf der letzten Seite, unter „Warentelegramme", erklärte ich, „186½ loco ultimo August."

„Ultimo August, sagst du. Ausgezeichnet, das stimmt gerade — bis dahin ist mein Haber auch gedroschen — den Preis will ich mir merken!"

* * *

Am nächsten Sonntag zeigte mir mein Onkel einen Brief.

„Wärter Herr Bildekaar! Steina sind in Ihrem Acker, Herr Bildekaar, Steina, daß es eine Schand ist. Eine leichte Arbeit ist das nicht, Herr Bildekaar. Zviert arbeiten mir jetzt dran, i, der Huber Maxl, der Breitmoser Xaver und am Hinterbauern sei Theres. Und wegfarrn müssen mir die Steina auch bis zum Bach nieber auf der andern Seitn; des hätt kei Mensch denkt, daß des a solchene Arbeit gibt kennens an Kopratter selber fragen, der is dabei gstandn und hat zugschaut die ganze Zeit. Es grüßt Sie freundlich

Joseph Stenz,
Gasthaus Zum grünen Stadtfrack."

„Hm", sagte ich, „ich glaube, billig wird das nicht, Onkel."

„Ist ja nicht schlimm", meinte mein Onkel wohlgemut, „wenn auch die Rente ein Prozent weniger gibt. Fünf Prozent sind auch noch ganz schön, nicht?"

„Natürlich", sagte ich, „natürlich. Deutsche Reichsanleihe zum Beispiel gibt nur fünf Prozent."

Dann war eine lange Pause nach der Haberenfrage. Erst gegen den Sommer zu kam wieder ein Brief.

„Wärter Herr Bildekaar! I glaub, d'Mausi mir wern a Mauer beumberum machn müssen. Gestern hum gstoln ja do herum schon daß a Schand is. Sicher is sicher, wissens Herr Bildekaar und des mecklens so nach net hum, daß ema ihr gangt Haber gstohln wird. Aber an Arbeit macht scho fertsch. Die Mauer Herr Bildekaar a fabelhafte Arbeit, aber Sie kenns ja scho verlaßn auf mi und auch Huber Maxl und an Breitmoser Xaver und auch Nachbauern sei Theresle. Na Hinterbauern sei Theres nemma ma nimmer da hat kea gut to. Und der Breitmoser Xaver hat gsagt des kenne mir da dem Herrn Bildekaar net zumutn daß mir auf sein Acker oana arbeitn lassn die wo an ledigen Bum hat aber schon warn tut er der Haber des muß ma sagn. Freili billig werd die Mauer grad nei Herr Bildekaar, was meanens dem alle die Steina wieder aus dem Bach drinn herüberschleppen, des is fei kei schlechte Arbeit Herr Bildekaar. Es grüßt Sie freundlich

Joseph Stenz,
Gasthaus Zum grünen Stadtfrack."

„Ein langer Brief, Onkel," sagte ich vorsichtig, „ein langer Brief für einen Bauern, nicht?"

„Ja," sagte mein Onkel, „ich fürchte nur, es wird auch eine lange Rechnung geben. Aber das mit der Mauer wird man wohl machen müssen. Eine Vogelscheuche nützt da nichts. Und ich kann mich doch auch nicht hinausstellen. Na, weißt du, wenn der Acker diesmal auch nur drei Prozent bringt, so wie deine Reichsanleihe..."

Wieder vergingen sonnige Wochen. Wieder saß ich, wie alle Tage, in Onkels Stamm-Café, hinten in der Ecke, wo die Anna bedient, und las Zeitungen. Da kam mein Onkel mit einem strahlenden Gesicht zur Türe herein.

„Nun, was meint ihr," rief er schon von weitem, „was ich hier habe?" und dabei schwang er eine schmale blaue Düte.

„Doch nicht ein Muster von deinem Haber, Onkel?" sagte ich.

„Erraten!" rief er. „Eben ist es mit der Poste gekommen — da, schaut her.

Und er goß die Handvoll Habertörner auf den weißen Marmortisch voller Stolz und Freude. Das ganze Café lief zusammen, um Onkels Haber anzuschauen.

„Ein wunderschöner Haber," sagte einer.

„Der kommt aus Rußland oder da herum," sagte ein Sachverständiger.

„Aah, woher denn," löste ihn ein anderer Sachverständiger ab, „das ist ein amerikanischer Haber, erste Qualität, ich werd' mich doch auskennen, wo ich doch zwanzig Jahre lang..."

„Das kann grad so gut a hiesiger Haber sein, von einem besonders guten Acker," sagte der Cafetier und rieb ihn prüfend zwischen seinen Fingern.

Während all der Reden saß mein Onkel leuchtend da und liebkoste den Haber — seinen Haber...

Wieder ging eine Woche ins Land. Wieder saßen wir im Café.

„Du, Onkel," sagte ich, „jetzt muß der Haber schon geerntet sein. Da in der Zeitung steht es, daß allenthalben der Haber gut hereingebracht ist. Und gestiegen ist er auch im Preis. Schau — da steht es — 199¼ loco. Du solltest deinem Wirt „Zum grünen Stadtfrack" schreiben, daß du ihm den Haber auch zu diesem Preise lassen willst."

„Hm, meinst du? Aber wenn er jetzt noch weiter steigt? Was meinst du, wenn wir meinen Haber einlagern würden, weißt du, bis zum Winter, wenn der Preis recht hoch ist?"

„Oder niedriger," sagte ich, „das kann man nie wissen. Vielleicht lagerst du die Hälfte ein und die andere Hälfte verkaufst du zu 199¼ loco an den Wirt."

„Jawohl, das will ich machen," sagte mein Onkel und schrieb am gleichen Tage noch einen langen Brief an den Wirt „Zum grünen Stadtfrack."

Zwei Tage darauf kam die Antwort:

„Wärter Herr Bildekaar! Also indem Sie mir den Haber verkauffn wolln des is scho recht. Aber indem daß kei Haber da is kann ich doch auch kein Haber kauffn. Indem der Hackelschlag die eine Helfte von Irem Acker aufgräßn hat Herr Bildekaar und die andre Helfte is halt doch gestolln worn in der Nacht wo kei Mauer auch net helfen tut Herr Bildekaar und das Ackern und Rigolln und die Sämerei und die Arbeit mit die Steina heraustun aus dem Acker und hinüber zum Bach und wieder herieber vom Bach zu der Mauer alles miteinanda billigt zweihundertacht March und fünfafufzig Pfehnig loco mit Postanweisung. Es grießt Sie freundlich

Joseph Stenz,
Gasthaus zum grünen Stadtfrack."

Herbige Hilfstruppen.

Ihre Verwendung im Krieg von Kulturländern erprobt.

In den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hinter Tage Dr. Hans Delbrück, ein bekannter Kriegshistoriker, einen Aufsatz betitelt: „Die farbigen Hilfsvölker der Engländer und Franzosen." Der Verfasser macht den Versuch, die Frage unabhängig vom Parteistandpunkt nach ihrer völkerrechtlichen Seite hin zu untersuchen. Er befragt, ob deutsche Gelehrte für befangen erachtet werden können, französische, englische, russische, belgische, japanische, amerikanische und spanische Autoritäten und findet bei ihnen allen nur die einstimmige Verurteilung des in Frage stehenden Verfahrens. Ja noch mehr er stellt fest, daß sich sogar in früheren Fällen rechtliche Männer gefunden haben, die gegen die eigenmächtige Praxis ihres eigenen Vaterlandes ihre warnende und verurteilende Stimme erhoben haben.

Der japanische Forscher Ainakawa sagt, es sei eine Schande, daß die Japaner im Kampfe gegen die Russen sich tunghusischer Hilfsvölker bedient hätten. Der englische Spezialist Oppenheim erwähnt in seinem großen Werk über das Völkerrecht ausdrücklich, daß alle völkerrechtlichen Schriftsteller darin übereinstimmen, daß die zivilisierten Staaten in ihren Kriegen untereinander keine barbarischen Streitkräfte gebrauchen sollen. Der Russe Martens sagt, daß „die bekanntesten modernen Schriftsteller es absolut verbieten, den Armeen wilde Stämme hinzuzugesellen." Der Franzose Merignhac erklärt es als „allgemein anerkannt, daß man den regulären Truppen keine wilden Hilfsvölker zugesellen dürfe, die nicht imstande sind, die Gesetze des Krieges zu verstehen und anzuwenden, und von denen man alle Grausamkeiten und alle Ausschreitungen befürchten muß. Der Franzose Rey meint, man sei in der Wissenschaft drin einig, sich aufzulehnen gegen den Gebrauch, der etwa durch die Kriegführenden von barbarischen Hilfsvölkern gemacht werden sollte, denen nicht nur die von den zivilisierten Völkern anerkannten Gesetze und Gebräuche des Krieges, sondern auch die elementarsten Prinzipien der Humanität unbekannt sind.

In gleichem Sinne äußern sich auch die Amerikaner Dudley-Field und die Völkerrechtler anderer Nationen. So darf denn der Spanier Calvo erklären: „Das Völkerrecht verbietet den zivilisierten Nationen, in ihre Armeen Wilde einzureihen, denen die Gesetze des Krieges unbekannt sind, oder Truppen als Hilfsvölker zu gebrauchen, die das Recht und die Sitten der zivilisierten Völker weder kennen noch respektieren.

Spanische Spitzen.

Die spanische Schriftstellerin, Gräfin Emilia Pardo Bazan — sie hat neben einer Unzahl von kritischen Aufsätzen vierzig Romane und sieben Theaterstücke veröffentlicht — hat den Anstoß gegeben zur Wiederherstellung der spanischen Spitzenfabrikation, die in älterer Zeit ihren Hauptsitz in Almagro in Katalonien in Granada und in der Mancha hatte und zu demselben Grad von Berühmtheit gelangt war, wie die Toledaner Klingen, die Silberer Pauschierarbeiten, die Cordoveser Lederwaren und andere hervorragende Erzeugnisse des altspanischen Kunstgewerbes. Es gab eine Zeit, wo die prunkvolle spanische Tracht, in ganz Europa tonangebend, einen ausgiebigen Gebrauch von Spitzen, als Randbesatz der Gewänder, sowie für Hand- und Halskrausen machte. Später fanden die Spitzen, weiße und farbige, in der Mantilla, dem graziösen Kopfschmuck der spanischen Frauen, wieder reichliche Verwendung. Heutzutage stammen alle Mantillen, von denen jede Spanierin mindestens eine besitzt, um sie während der Charwoche bei den Prozessionen oder am Ostersonntag beim großen Eröffnungsstiergefecht zu tragen, aus Almagro oder aus Barcelona.

In Katalonien beschäftigt die Spitzenfabrikation etwa dreißigtausend Frauen. Frau Parda Bazan hat, an der Spitze einer Abordnung von aristokratischen Damen, dem Minister der öffentlichen Arbeiten einen Besuch abgestattet und eine Eingabe überreicht, in welcher gesetzliche Schutzmaßnahmen für die heimische Spitzenindustrie gefordert werden. Die gegenwärtigen Zustände in Belgien und Nordfrankreich haben die betreffende Industrie dort lahmgelegt und begünstigen — so heißt es in der Eingabe — die Einführung oder die Erweiterung derselben in Spanien. Was nicht erwähnt wird und auch ein gewisses Interesse hat, ist die Tatsache, daß die spanischen Spitzenarbeiterinnen in Almagro und in Katalonien auf den Baleareninseln und in den östlichen Mittelmeerprovinzen sich zu Tode arbeiten, um einen Tagelohn von 1.50 Pesetas, also 30 Cents, zu erzielen, während skrupellose Ausbeuter sich mit ihren fernhaften Erzeugnissen in kurzer Zeit bereichern. Denn spanische Spitzen finden überall, und besonders in Südamerika, guten Absatz. Hier also könnten die geforderten Schutzmaßnahmen zunächst einsetzen.